

Angelika Baier | Christa Binswanger | Jana Häberlein |
Yv Eveline Nay | Andrea Zimmermann (Hg_innen)

AFFEKT UND GESCHLECHT

Eine einführende Anthologie

zaglossus

Angelika Baier, Christa Binswanger, Jana Häberlein,
Yv. Eveline Nay, Andrea Zimmermann

Affekt und Geschlecht: Eine Einleitung in Affekt-Theorien aus einer feministischen, queeren und post/kolonialen Perspektive

Im Jahr 1959 hält Ingeborg Bachmann die „Frankfurter Vorlesungen“ für Poetik und fordert eine poetische Sprache „scharf von Erkenntnis und bitter von Sehnsucht“ (1993: 197). Diese Verschränkung von Verstand und Gefühl, die durch die Adjektive „scharf“ und „bitter“ die kämpferisch-fokussierte wie auch leidvoll-emotionale Dringlichkeit des Unterfangens einer neuen Sprachfindung betont, soll laut Bachmann zu einer zwingend notwendigen „neue[n] Wahrnehmung, neuem Gefühl und neuem Bewusstsein“ (ebd.: 195) führen. Wenn sich auch historisch, gesellschaftlich und politisch einiges verändert hat seit den späten 1950er-Jahren, so haben sich auch die Herausgeber_innen dieses Sammelbandes von der produktiven Verbindung der „Schärfe von Erkenntnis und Bitterkeit von Sehnsucht“ leiten lassen.

Die vorliegende Anthologie greift Affekte¹ als einen Forschungsgegenstand auf, der seit jeher von verschiedenen Disziplinen bearbeitet wurde und zu diversen Erkenntnissen geführt hat. Dass in den Wissenschaften spätestens seit den 1990er-Jahren von einer „Wiederentdeckung der Gefühle“ die Rede ist,² ist den Konsequenzen des wirkmächtigen sogenannten *Linguistic Turns* des 20. Jahrhunderts geschuldet. Im Zuge des *Linguistic Turns* werden international in einer Vielzahl von Forschungsarbeiten aus den unterschiedlichsten Disziplinen vor allem die

Sprache und ihre wirklichkeitskonstituierenden Funktionen fokussiert (vgl. Bachmann-Medick 2007: 34). Dabei werden sowohl die Vorstellung, ein Zugang zu einer authentischen Wirklichkeit sei möglich, als auch die Idee der Welt als eines einheitlichen, geschlossenen Systems hinterfragt. Nun wird vielmehr angenommen, die Wirklichkeit konstituiere sich aus einer Vielzahl konkurrierender, historisch kontingenter Diskursformationen. Damit zeigt sich auch das menschliche Subjekt mit seinen Vorstellungen, Ideen und Empfindungen als jeweils individueller und kontingenter Kreuzungspunkt verschiedener diskursiver Stränge, während die Konzeption eines als Einheit gedachten, autonom und rational agierenden Subjekts verabschiedet werden muss. Insbesondere die in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts einflussreiche Theorieströmung des Poststrukturalismus hat sich auf der Basis dieser Konzeptionen mit überindividuellen Machtstrukturen und den institutionellen Dimensionen von Unterdrückungsmechanismen beschäftigt.³

Wiewohl diese Erkenntnisse und Einsichten auch im 21. Jahrhundert von anhaltender Bedeutung für die internationale Wissenschaftsproduktion sind, formulieren seit den 1990er-Jahren zahlreiche Forscher_innen vehemente Kritik an gewissen Positionen des Poststrukturalismus. Aufgrund ihres Fokus auf Diskursanalyse und Dekonstruktion, d. h. auf eine Analyse der diskursiven Konstituierung und Disziplinierung des Körpers, hätten poststrukturalistisch geprägte Arbeiten, so der Vorwurf, die Materialität des Körpers aus den Augen verloren, was in der Theorie zu einer „Entkörperlichung des Subjekts“ geführt habe. Prominentes Beispiel hierfür stellen u. a. die Debatten um Judith Butlers frühe Arbeiten dar (vgl. Butler 1991). Ihr Versuch, das sogenannte biologische Geschlecht (*Sex*) in ein sozial und kulturell verfasstes Geschlecht (*Gender*) zu überführen, wurde mit dem Hinweis kritisiert, sie vernachlässige konkrete körperliche Materialitäten (vgl. Lindemann 1994: 7; Duden 1993). Seit Mitte der 1990er-Jahre lässt sich als Reaktion auf diese Entwicklungen ein sogenannter *Body Turn*, ein wieder erwachtes Interesse am Körper und seiner konkreten Materialität, beobachten. In diesem Rahmen wird auch Affekten, die

über Jahrhunderte als genuin körperliche Phänomene eingestuft wurden, verstärkt Aufmerksamkeit gezollt.⁴ Insbesondere im anglophonen Raum entwickelt sich eine spezielle Spielart der Theoretisierung von Affekten, die in diesem Sammelband näher vorgestellt wird. Das Kernstück der Anthologie bilden sechs ausgewählte Schlüssel- und Rezeptionstexte der anglophonen *Affect Studies*, die unseres Erachtens für zentrale Diskursfelder stehen. Die Texte werden im vorliegenden Band erstmals in deutscher Übersetzung veröffentlicht und sind in drei thematischen Blöcken angeordnet. Angesichts eines Forschungsfeldes, das gekennzeichnet ist von einer Fülle wissenschaftlicher Genealogien, theoretischer Ansätze und politischer Strömungen, erfolgt auf diese Weise ein spezifischer Zugriff durch eine thematische Fokussierung, die notwendigen Auslassungen produziert und keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt. Das erste Cluster widmet sich „Affektiven Politiken – Politiken der Affekte“, das zweite Cluster fokussiert „Affektive Grenzen und Durchlässigkeiten“, das dritte Cluster setzt sich mit „Lektüren von Affekten – Affektiven Lektüren“ auseinander. Affekt und Verstand werden in den Schlüsseltexten in je innovativer Weise zusammengeführt; ebenso zeugen die jeweils in jedem Cluster den übersetzten Texten folgenden Beiträge aus dem deutschsprachigen Raum vom produktiven Potenzial der Verknüpfung von Erkenntnis und Gefühl – in Anlehnung an eine Bachmann'sche Sprachfindung als Kritik, die „scharf von Erkenntnis und bitter von Sehnsucht“ nach einer gerechteren Gesellschafts- und Geschlechterordnung ist. Dem Umstand, dass nun gerade die Sprache – die insbesondere in ihrer verschriftlichten Gestalt eine Form der Fixierung darstellt – ein zentrales Medium der Machtausübung ist, haben das Übersetzer_innen-Kollektiv *gender et alia* wie auch die Beitragenden und die Herausgeber_innen Rechnung getragen im Bemühen um eine geschlechtergerechte Sprache, die vor allem in den Übertragungen aus dem oft geschlechterneutralen Englischen experimentelles Terrain betritt.⁵

Zentrales Anliegen der anglophonen *Affect Studies* ist es, Emotionen und Affekte wieder ins Zentrum des Erkenntnisinteresses zu rücken, um das komplexe Verhältnis menschlicher Daseinsbe-

dingungen, einschließlich politisch-gesellschaftlicher Kräfte und Machtverhältnisse sowie materiell-körperlicher Aspekte, kritisch neu auszuloten. Die Arbeiten dieses Forschungskontextes stellen also keine Abkehr, sondern vielmehr eine Erweiterung der poststrukturalistisch und dekonstruktivistisch geprägten Diskussionen über Kultur, Subjektivität, Identität und Körper dar. Denn auch innerhalb der *Affect Studies* wird die jeweilige Situietheit und Offenheit eines jeden Systems und Subjekts betont. Allerdings gilt es, verstärkt die konstitutive Verwobenheit von Körper und Geist zu fokussieren, indem Emotionalität und Rationalität nicht mehr als einander entgegengesetzt, sondern als miteinander verbunden konzipiert werden (vgl. Clough/Halley 2007; Gregg/Seigworth 2010). Damit zeigt sich ein generelles Potenzial der *Affect Theory*: Mit dem Anspruch, eine neue Verhältnisbestimmung zwischen individuellem Erleben und gesellschaftlichen Machtverhältnissen zu leisten, lassen sich ausgehend von Affekten binäre und damit hierarchische Strukturen dekonstruieren, wie es stets auch Anliegen feministischer Theorie gewesen ist. So ist die Auseinandersetzung mit Affekten innerhalb der Geschlechterforschung nicht neu, sie hat aber durch den *Affective Turn* neue Impulse erhalten, denen wir im Folgenden nachgehen werden.

Als zentrale Impulsgeber für die Herausbildung des heterogenen Theoriefelds der *Affect Studies* sehen Melissa Gregg und Gregory J. Seigworth, Herausgeber_innen des *Affect Theory Readers* (2010), zwei 1995 erschienene Veröffentlichungen: den von Eve Kosofsky Sedgwick und Adam Frank edierten Band *Shame and Its Sisters: A Silvan Tomkins Reader* und Brian Massumis *The Autonomy of Affect*. Gregg und Seigworth sehen mit diesen beiden Texten zwei verschiedene zentrale Ansätze der *Affect Studies* vertreten. Geprägt von den Konzepten von Baruch Spinoza und Gilles Deleuze/Félix Guattari steht zunächst Massumi mit seinen Überlegungen zu Affekten als „bodily capacities“ (Gregg/Seigworth 2010: 5) für eine eher kulturtheoretische Denkrichtung innerhalb der *Affect Studies*. Affekte werden von ihm als potenzielle, nicht bewusst wahrgenommene, d. h. als autonome, körperliche Reaktionen gefasst. Sie organisieren die Materialität von Körpern und

Dingen, wobei Materie nach Massumi als vital und agierend zu verstehen ist. Die daraus folgende „Autonomie von Affekten“ bedeutet laut Massumi allerdings nicht, dass Affekte als prä-soziale Phänomene gefasst werden können (vgl. Massumi 2002: 23-45). Vielmehr werden Erfahrungen und Affekte in einem vielschichtigen zirkulären Verhältnis zueinander gesehen. Erfahrungen und Kontexte prägen Affekte auch in materieller Hinsicht, sodass sich Muster nicht-linearer Wiederholungen ergeben. Affekte werden dabei als unvermittelt wahrgenommen und bilden gleichzeitig eine nicht-kausale Grundlage für bewusste Gefühlszustände wie Emotionen. Massumi unterscheidet demnach zwischen Affekten und Emotionen, betrachtet sie aber als konstitutiv miteinander verbunden. Auch Patricia T. Clough geht in der Einleitung zu dem von ihr und Jean Halley herausgegebenen Sammelband *The Affective Turn: Theorizing the Social* (2007) von einem ähnlichen Affekt-Verständnis aus. Für sie ist jedoch entscheidend, Affekte nicht alleine als körperlich oder materiell, sondern gleichzeitig aus Technologien heraus entstehend zu begreifen. Durch Messungen und Visualisierungen von Affekten mittels verschiedener Technologien werden Affekte und unser Verständnis von Affekten zuallererst konstituiert und bestimmte körperlich-materielle Fähigkeiten erst hergestellt. Auf diese Weise wird nicht alleine die Grenze zwischen Organischem und Nicht-Organischem, zwischen Humanem und Nicht-Humanem aufgelöst, vielmehr wird Technologie zur gefühlten Vitalität. Dies fasst Clough als affektive Wende in der kritischen Analyse der komplexen Verhältnisse menschlicher Daseinsbedingungen, wenn sie schreibt: „The affective turn, therefore, expresses a new configuration of bodies, technology, and matter instigating a shift in thought in critical theory“ (2007: 2). Die konzeptionelle Unterscheidung zwischen unbewussten Affekten als „modulating field of myriad becomings across human and nonhuman“ (Gregg/Seigworth 2010: 6) und Emotionen als bewusst wahrgenommenen Zuständen eines Menschen ist innerhalb der anglophonen *Affect Studies* weitverbreitet, sie ist aber keineswegs unhinterfragt geblieben, wie weiter unten noch näher ausgeführt wird.

Impulsgeber für eher psychobiologisch orientierte Ansätze sind Eve K. Sedgwick und Adam Frank, in deren oben erwähntem Band Schriften von Silvan Tomkins gesammelt und mit dem Vorwort *Shame in the Cybernetic Fold: Reading Silvan Tomkins* (1995: 1-28) versehen werden. In Auseinandersetzung mit Darwin und Freud entwickelte Tomkins ab den 1960er-Jahren eine Affekttheorie, die acht oder neun jedem Menschen angeborene Affekte⁶ unterscheidet, die für ihn das primäre Motivationssystem des Menschen ausmachen. Im Gegensatz zu dem, was Tomkins unter Trieben versteht, die seiner Meinung nach sehr eng an spezifische Objekte des Begehrens (wie Essen, Trinken, Atemluft, sexuelle Handlungen) gebunden sind, können über Affekte unterschiedliche Bindungen zu einer Vielzahl von Objekten hergestellt werden. Dieser Umstand räumt dem Menschen trotz der biologischen Fundierung der Affekte große Freiheiten ein, was die Gestaltung von Austauschbeziehungen zur Umwelt betrifft. Trotz der Gefahr, dass der Rekurs auf ein biologisch fundiertes System einen biologischen Essentialismus bedeuten könnte, sind sowohl die konstatierte Freiheit dieses Systems als auch Tomkins' Fokus auf qualitativ verschiedene Affekte, deren Unterschiedlichkeit die Art und Weise, wie Beziehungen gestaltet werden, immens verändert, für Sedgwick und Frank von besonderem Interesse (vgl. 1995: 17). Zudem wenden sich die beiden gegen eine rein kognitivistische Auffassung von Affekten, wie sie ihrer Meinung nach für frühe, poststrukturalistisch ausgerichtete Arbeiten aus den *Affect Studies* üblich ist.⁷ Folglich nehmen weder Tomkins noch Sedgwick/Frank, im Unterschied zu an Massumi ausgerichteten Ansätzen, eine definitorische Unterscheidung zwischen unbewussten Affekten und bewussten Emotionen vor.

Wie die Ausführungen zu Massumi und Tomkins verdeutlichen, eröffnen die beiden Theoretiker_innen und in weiterer Folge auch Sedgwick und Frank Denkmöglichkeiten, wie Affekte am Übergang zwischen Körper und Geist, zwischen innen und außen, zwischen Selbst und Anderer_ konzipiert werden können. Oder vielmehr: wie das Nachdenken über Affekte dazu genutzt werden kann, ebendiese für die herrschende (Geschlechter-)

Ordnung grundlegenden Binaritäten aufzubrechen und alternative Modelle zu entwickeln. Wie Gregg und Seigworth betonen, ist Massumis wie auch Tomkins' konzeptionell schwer zu vereinbarenden Ansätzen somit immerhin gemeinsam, dass sie das „Dazwischen-Sein“⁸ als charakteristisches Merkmal von Affekten als Phänomenen des Übergangs und der Dynamik in den Vordergrund stellen (vgl. 2010: 2). Diesen Gedanken in den Blick nehmend, wendet sich im Laufe der 1990er-Jahre eine Vielzahl von Theoretiker_innen der *Affect Studies* dezidiert von der Frage ab, was Affekte und/oder Emotionen genau seien, und verzichtet in ihren Arbeiten auf eine strikte Unterscheidung zwischen beiden Begriffen. Vielfach werden diese Termini gerade in einer Verschränkung konzipiert oder synonym verwendet, ohne dabei den somatischen und sinnesbezogenen Charakter von Emotionen abzustreiten oder diese als rein kognitive Konzepte oder Konstruktionen zu verstehen. Eindrückliches Beispiel stellt in diesem Kontext Sara Ahmeds Buch *The Cultural Politics of Emotion* (2004b) dar, in dem sich Ahmed zunächst für den Begriff der Emotionen entscheidet. Sie widmet sich in diesem Band jedoch nicht der Frage, was Emotionen seien, vielmehr werden diese hinsichtlich ihrer „Wirkung“⁹ analysiert. Ahmed versteht Emotionen als soziale und kulturelle Praktiken, die das Verhältnis zwischen Selbst und Anderer_ sowie auch zwischen Selbst und Objekten konstituieren. Erst im Verlauf dieses performativ gedachten Prozesses werden Grenzziehungen zwischen einem „Innen“ und „Außen“ vorgenommen, so dass Selbst und Andere_ eine konkrete Gestalt annehmen. Sie hält fest:

„In my model of sociality of emotions, I suggest that emotions create the very effect of the surfaces and boundaries that allow us to distinguish an inside and an outside in the first place. So emotions are not simply something ‚I‘ or ‚we‘ have. Rather, it is through emotions, or how we respond to objects and others, that surfaces or boundaries are made [...]“ (2004b: 10).

Menschen sind in dieser theoretischen Perspektive also nicht im Besitz ihrer Gefühle, sondern diese prägen die Art und Weise, wie sich ein Selbst zu Anderen in Beziehung zu setzen vermag, wobei sich das Innere dieses Selbst erst aufgrund des Austauschs von Gefühlen mit der umgebenden sozialen Umwelt herstellt. Ahmed spricht vom Subjekt als „nodal point“ (2004b: 46), als Knotenpunkt von Gefühlsökonomien. Die mittels Emotionen vorgenommenen Grenzziehungen zwischen Selbst und Anderen nehmen wiederum einen öffentlichen Charakter an, sodass das Zirkulieren von Emotionen soziale Ordnungen hervorzubringen, zu stabilisieren oder auch zu erschüttern vermag. Emotionen sind nach Ahmed also zentraler Motor von Ein- und Ausschlussprozessen in einem sozialen Umfeld. Sie können in Bewegung versetzen oder lähmend wirken, Körper aufeinander zu oder voneinander weg bewegen. Eine zentrale Rolle spielt in dieser affektiven Konturierung intersubjektiver Verhältnisse der Rückgriff auf eine jeweils gesellschaftlich geprägte Vorgeschichte, die eine sich ereignende Begegnung als potenzielle Bereicherung oder Bedrohung erscheinen lässt. Im Rahmen postkolonialer Theorie wird so die wichtige Figur des „Gespenstes“¹⁰ aufgerufen: eine affektive Dimension, die Dringlichkeit, Gegenwärtiges und Störendes transportiert (vgl. O'Riley 2007: 1). Die Figur des Gespenstes bezeichnet dabei den affektiven Moment, in dem die unterdrückte koloniale Geschichte ins westliche Bewusstsein dringt und es zu verstören vermag. Mehr noch, nach Avery Gordon können besonders gewalttätige Ereignisse in der Geschichte wie die Sklaverei, Vertreibung und politischer Terror nur mittels der Figur des Gespenstes verstanden werden (vgl. Gordon 1997; Kuntsman 2008). Gordon versteht das Gespenstische im Anschluss an Raymond Williams als eine „structure of feeling“ (Williams 1977; Gordon 1997: 18) und stellt fest: „Being haunted draws us affectively, sometimes against our will and always a bit magically, into the structure of feeling of a reality we come to experience“ (1997: 8). Das Gespenstische scheint zwischen der kolonialen Vergangenheit und dem globalen Zeit-Raum neuer Formen von Neo-Imperialismus und transnationalem Kapital hervor. Paul Gilroy hat

für diese Heimsuchung durch das „Post/Koloniale“ den Begriff der „postkolonialen Melancholie“ (2004) verwendet: einer nationalistischen Gemüthsaltung „weißer“ Engländer_innen, die sich aus dem nach wie vor nicht verarbeiteten Verlust des Empires speist. *Postcolonial Melancholia* bezieht sich also nach Gilroy auf einen imaginären, präkolonialen Moment ethnisierten und rassisierten Homogenität (ebd.: 97). Die Unfähigkeit, die großen Veränderungen und den Prestigeverlust im Anschluss an das Ende des Empires zu betrauern, und die Ankunft zahlreicher postkolonialer Bürger_innen, die die Frage, was es heißt, britisch zu sein, radikal pluralisierten, spielen eine zentrale Rolle, um den Schock, die Angst, das Unwohlsein und die Scham zu verstehen, die mit der Dekolonialisierung einhergingen und gleichzeitig beiseitegeschoben wurden. In gewisser Weise könnte man davon sprechen, dass sich – im Gegensatz hierzu – *Racial Melancholia* im Anschluss an David Eng und Shinhee Han auf die Kehrseite der kollektiven Verdrängung der Mehrheitsgesellschaft bezieht, nämlich auf den inner-individuellen Konflikt rassisierter Identitäten. Dabei verstehen die beiden diejenigen, die von gesellschaftlichem Ausschluss und Auslöschung bedroht sind, nicht als individuell pathologisch (vgl. 2003: 366); vielmehr führe die Zurückweisung der Ausgeschlossenen zu gemeinschaftlichen Aneignungen von Melancholie und ihrer Umdeutung als eine „structure of everyday life“ (ebd.). In eine ähnliche Richtung argumentiert José E. Muñoz, wenn er „feeling brown“ als „feeling down“ (2006) beschreibt und damit der Frage nachgeht, wie Depression durch „Rasse“, Geschlecht und Sexualität formiert und organisiert wird. Die affektive Strukturierung von „brownness“ ist laut Muñoz durch eine depressive Haltung geprägt, die nicht mit dem klinischen Verständnis von Depression gleichzusetzen ist. Vielmehr versteht Muñoz in seiner Lesart von Melanie Klein und Antonio Gramsci das rassisierte „feeling down“ als minoritäre Ästhetik und politische Praxis. Laut Muñoz fasst eine depressive Position „feeling brown“ als eine bestimmte Ethik des Selbst von *People of Color* und anderen minorisierten Subjekten, die affektiv nicht der Norm entsprechen (vgl. ebd.: 676).

Einen weiteren Aspekt bringen die Arbeiten von Mel Y. Chen in die Debatte ein: Nach Chen sind nicht nur zwischenmenschliche Beziehungen in affektive Konstruktionsprozesse verflochten, sondern auch Verhältnisse zu zunächst Unbelebtem, das jedoch im Laufe der Prozesse „belebt“ wird. Chen diskutiert die affektive Aufladung rassistischer und vergeschlechtlichter Beziehungen als „toxisch“ und verknüpft dabei biografische Erfahrungen einer Schwermetallvergiftung mit biopolitischen Überlegungen, indem diese in den Rahmen transnationalen Kapitals und globaler Umweltbedrohungen gesetzt werden (vgl. in diesem Band). So kommt es in Anknüpfung an Donna Haraways Überlegungen (1991) zu einer Dekonstruktion scheinbar klar abgrenzbarer Kategorien, denn Ding und Mensch, Belebtes und Unbelebtes erscheinen als untrennbar miteinander verbunden. Um die Konstruktionsprozesse von Bedrohungen für den individuellen Körper oder einen nationalen Körper fassen zu können, entwickelt Chen das Konzept der „giftigen Belebtheiten“, denn „Belebtheit basiert auf der Erkenntnis, dass abstrakte Vorstellungen, unbelebte Objekte sowie alle dazwischenliegenden Dinge – jenseits von Fragen nach Personifizierung – verqueert und rassistiert werden können, ohne dass es dazu menschlicher Körper bedarf“ (Chen in diesem Band: 216).

Die *Affect Studies* verstehen sich somit als eine Form der Gesellschaftskritik, die Affekte als gleichzeitig intime und unpersönliche Phänomene begreift und dabei die Dimension des Gesellschaftlichen und Politischen und die Dimension des Persönlichen und Individuellen als unauflösbar verflochten denkt. Gerade diese zentrale Ausrichtung legt allerdings offen, dass es die Frage ernst zu nehmen gilt, ob sich in den 1990er-Jahren tatsächlich von einem *Affective Turn* in den Wissenschaften sprechen lässt. Ann Cvetkovich beispielsweise warnt davor, auf diesen Begriff zu rekurrieren, da er die genealogischen Verknüpfungen der *Affect Studies* verdecke, indem er suggeriere, die *Affect Studies* hätten etwas vollkommen Neues in den Wissenschaftskontext eingebracht (vgl. 2012b: 133). Wie Cvetkovich und viele andere Stimmen kritisch anmerken, ist die Theoretisierung der Verflechtung von Intimität

und Macht und damit auch der privaten und öffentlichen Dimension von Affekten seit langer Zeit ein zentraler feministischer Forschungsbereich.¹¹ Bereits in den 1970er-Jahren war die westliche Frauenforschung im Kontext der sozialen Bewegungen des Feminismus mit dem bekannten Slogan „Das Private ist politisch“ angetreten. So wurden bislang ins Private und deshalb jenseits der Öffentlichkeit verwiesene häusliche Unterdrückungsverhältnisse und Normierungen einschließlich sexualisierter Gewalt und einem Abtreibungsverbot publik gemacht und neu als Folge struktureller und institutioneller Machtpraxen eingeordnet. Der private Raum wurde als dominanter Austragungsort sexualisierter Gewalt in den Fokus feministischer Kritik gerückt. Diese Fokussierung auf das Private als Sphäre des Politischen brachte eine ganze Reihe von Studien in der Geschlechterforschung hervor, die sich mit den Konsequenzen der dichotomen Struktur von privaten und öffentlichen Räumen auseinandersetzen. Dabei wird insbesondere die geschlechtsspezifische Zuweisung bestimmter Familienpositionen und damit inner- und außerhäuslicher Arbeit in den Blick genommen.¹² Gleichzeitig haben Geschlechterforscher_innen laut Pedwell und Whitehead schon lange die kritischen Verknüpfungen zwischen Affekten und vergeschlechtlichten, rassistierten und milieu-bedingten Machtverhältnissen erkannt (vgl. 2012: 116). Gefühlsarbeit wird nicht allein in Arbeitskontexten angesiedelt, sondern auf vielfältige Formen von Liebes- und sexuellen Verhältnissen ausgeweitet. Insgesamt lässt sich der Überschneidungsbereich von Geschlechterforschung und *Affect Studies* mit Gorton vor allem an drei Feldern der Auseinandersetzung festmachen: Gorton nennt als ersten Punkt die Analyse der Funktion der Öffentlichkeit von Gefühlen und deren Wirkmächtigkeit; zweitens gilt es, darüber nachzudenken, wie der feministische Grundsatz, „das Private sei das Politische“, im Rahmen aktueller und thematisch erweiterter Kontexte weitergeführt werden könnte; schließlich sollten nach Gorton Debatten darüber geführt werden, wie Gefühle als gesellschaftliche Güter zirkulieren, Gruppen hervorbringen und Ausschlüsse erzeugen (vgl. 2007: 334). Besondere Aufmerksamkeit gilt in diesen Debatten z. B. der Care-Arbeit. So

ist eine der Entwicklungslinien des Forschungsfeldes maßgeblich von Arlie Hochschilds Arbeiten zu emotionaler Arbeit beziehungsweise Gefühlsarbeit geprägt (vgl. 1975, 1979, 1983). Bereits seit Mitte der 1970er-Jahre hat Hochschild eine soziologische Theorie der Gefühle entworfen, nach der es für viele Berufe wichtig ist, die „richtigen“ Gefühle zu entwickeln und sie im Arbeitsalltag abrufen zu können. Der Fokus von Forschungen zu Gefühlsarbeit hat sich mittlerweile verschoben, zum einen auf Pflege- und Betreuungsrbeit in (transnationalen) Familien, zum anderen auf die globalen Dimensionen von Care-Arbeit, die sogenannten „global care chains“ (Hochschild 2000).¹³ Globalisierte affektive Regime zwischen dem Norden und dem Süden verstärken die Feminisierung und Rassisierung von Hausarbeit und ihre hiermit verbundene Abwertung (vgl. Gutiérrez Rodríguez 2010). Damit steht die Diskussion von affektiver Arbeit als „Zirkulation von Affekten in der Hausarbeit“ (ebd.) in der Tradition feministischer Kritik an der Verteilung produktiver und reproduktiver Arbeit.

Tatsächlich stellen sich viele Vertreter_innen der *Affect Studies* seit den 1990er-Jahren explizit in den wissenschaftshistorischen und politischen Kontext feministischer Debatten. Die neueren Ansätze gestalten sich jedoch zunehmend transdisziplinär. Im Forschungsfeld der *Affect Studies* kreuzen sich somit eine Vielzahl genealogischer Stränge. Wie in Bezug auf das erste thematische Cluster (*Affektive Politiken – Politiken der Affekte*) dieses Bandes weiter auszuführen sein wird, stellen beispielsweise Lauren Berlants Überlegungen ein prominentes Beispiel für Überschneidungen zwischen den *Affect Studies* sowie feministischer, queerer, rassismuskritischer und marxistischer Theoriebildung dar. Berlant denkt die Bereiche des Öffentlichen als durchdrungen von Intimität und Privatheit und formuliert hierfür den Begriff der „intimen öffentlichen Sphäre“¹⁴. In ihrem Text *The Queen of America Goes to Washington City* (1997) konstatiert Berlant für die konservativen USA Ende der 1990er-Jahre, dass eine Pervertierung des Intimen zum Politischen stattgefunden habe, indem, verbunden mit einem Aufruf zur „Rückkehr“ zu guten alten Familienwerten, auf politischer Ebene sogenannte abweichende, queere sexuelle Praxen

als Bedrohung für die Nation dargestellt wurden. Die Sphäre der Intimität entwickelte sich also zu einem Ort der Formung eines (National-)Körpers.

Mit dem Hinweis auf die politisch gewünschte Rückkehr zu traditionellen patriarchalen Modellen der Kernfamilie, die einhergeht mit der Verwerfung alternativer Formen des Zusammenlebens, greift Berlant dezidiert queere Denktraditionen auf, die sich unter anderem in den Debatten um die sogenannte Anti-social Thesis in der *Queer Theory* manifestieren (vgl. Caserio et al. 2006). Bezug nehmend auf Lee Edelman (2004) und Leo Bersani (1996) wird in diesem Strang der *Queer Theory* eine Vorstellung von Zukunft verworfen, die nur im Zeichen einer reproduktiven Heteronormativität gedacht werden kann. Generell werfen zahlreiche Arbeiten im Überschneidungsbereich von *Affect* und *Queer Studies* Fragen nach der Bedeutung affektiv konnotierter Zeitlichkeiten auf.¹⁵ Carolyn Dinshaw (1999, 2012) beispielsweise entwickelt in Abgrenzung von einer für die westliche Moderne signifikanten Vorstellung von Zeitlichkeit als linear und teleologisch das Modell einer dynamischen, nicht-linearen Verbindung zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Die Gegenwart, so Dinshaw, ist durch die Vergangenheit vermittelt, gleichzeitig wird die Vergangenheit durch den Blick aus der Gegenwart aufgrund ihrer jeweiligen affektiven Bezüge in erheblichem Maße verändert (vgl. 2012). Wenn Zeitlichkeit dank einer solchen affektiven Verbindung von Vergangenem, Gegenwärtigem sowie Künftigem nicht mehr als linear, sondern als vielfach miteinander verknüpft gedacht wird, können konventionelle historische (Gründungs-)Narrative sowie auch jenes der vermeintlichen „Natürlichkeit“ der patriarchalen Kleinfamilie infrage gestellt werden. Als weiterer zentraler Anknüpfungspunkt an die *Anti-social Thesis* der *Queer Theory* werden innerhalb der *Affect Studies* ausgehend von Konzepten der Perversion, Verwerfung, Depression, Verfehlung oder Scham Ideen von Zukünftigkeit entwickelt, die bislang als „negativ“ geltende Affekte integrieren und gleichzeitig eine einfache Binarität zwischen negativen und positiven Affekten verweigern.¹⁶ Herkömmliche Formen von Glück¹⁷, wie sie

beispielsweise mit dem Leben in einer heteronormativen Familie oder mit Fantasien eines (vor)kolonialen Ursprungsortes und damit der spezifischen Zeitlichkeit der westlichen Moderne verbunden sind, werden einer kritischen Analyse unterzogen. So richtet sich eine Vielzahl der im Kontext dieser Denkrichtung entstandenen Arbeiten auf eine Integration von Depression, Melancholie, Scham und *Bad Feelings* im Allgemeinen in eine kritische Konzeption von Zukünftigkeit.¹⁸ Die vertretenen Ansätze zielen dabei zentral auf eine Entpathologisierung negativer emotiver Zustände, die deren politische Dimension sichtbar machen und Zusammenschlüsse von Menschen ermöglichen soll. Eine Gruppe von Forscher_innen und politischen Aktivist_innen, die wie Berlant und Cvetkovich dem sogenannten *Feel Tank Chicago* angehören, greift diese Forderung mit öffentlichen Aktionen und Slogans wie „Depressed? It might be political!“ auf (vgl. Cvetkovich 2007, 2012a, b). Der *Feel Tank Chicago* ist dabei Teil eines größeren Projekts, des sogenannten *Public Feelings Project*, das von Forscher_innen und Aktivist_innen im Raum Austin (Texas) initiiert wurde und weitere genealogische Verbindungen der *Affect Studies* deutlich macht: Laut Cvetkovich (2007) waren es der Zweite Irakkrieg, der 11. September 2001 sowie die Wiederwahl George W. Bushs, die zur Formierung der Projektgruppe und zur gemeinsamen Auseinandersetzung mit der Gegenwartspolitik führten. Den Partizipant_innen ging es dabei weniger um eine Analyse der geopolitischen und historischen Grundlagen dieser Entwicklungen, wie Cvetkovich betont, als vielmehr um deren emotionale Triebkräfte (vgl. 2007: 460). Seitdem wurde in zahlreichen Debatten und Veranstaltungen dem lähmenden Gefühl, gegen die imperiale Politik der USA sei mit herkömmlichem politischem Aktivismus wenig auszurichten, begegnet, indem alltägliche, negativ erlebte Gefühlszustände wie Hoffnungslosigkeit, Apathie oder Indifferenz als politische Ressourcen begriffen wurden. Der Fokus des Interesses in der Suche nach alternativen Politiken liegt seither auf dem Alltäglichen, dem „everyday life“: „[H]ow [do] global politics and history manifest themselves at the level of lived affective experience“? (Cvetkovich 2007: 461). So gilt in dieser Strömung

der *Affect Studies* der Alltag mit seinen intimen Ritualen als untrennbar mit gesellschaftlichen Machtverhältnissen verknüpft. Wie Kathleen Stewart, Autorin von *Ordinary Affects* (2007), betont, stehen die Gefühle des Privaten mit einer „öffentlichen“ Gefühlsstruktur in konstitutivem Zusammenhang, wenn auch die Illusion eines scheinbar geschützten und vertrauten Rückzugsraums aufrechterhalten wird. Mit der Analyse des Gewöhnlichen¹⁹ soll diese trügerische Trennung zwischen einem Innen- und Außenraum kritisiert werden, die den Raum des angeblich Privaten jeglicher Auseinandersetzung zu entziehen droht. Dabei legt der Fokus auf die Verschränkung von Politik und Alltag auch die britischen *Cultural Studies* als wichtigen Referenzraum offen. Arbeiten von Raymond Williams und sein Verständnis von Kultur als „structure of feeling“ (1977) sind zentral für eine Auffassung von Affekten und Emotionen als Ausdruck des sozialen Lebens. Wie bereits erwähnt schließt Williams' Kulturverständnis die gespenstischen Aspekte von Kulturgeschichte und die ihr inhärenten Ein- und Ausschlüsse in Gefühlsstrukturen mit ein.

Der Fokus auf die Formierung von Gruppen oder Kollektiven mittels des Bezugs auf geteilte affektive Stimmungslagen ist indes innerhalb der *Affect Studies* auch vielfach einer Kritik unterzogen worden. In Bezug auf die wirkmächtige Diskussion innerhalb des Feminismus um Anerkennung von Differenzen ruft beispielsweise Clare Hemmings dazu auf, auch das Potenzial affektiver Dissonanzen zu nutzen, um Konzepte einer feministischen „affektiven Solidarität“²⁰ (2012: 157) zu generieren, die sich der Risiken der Vereinnahmung und Vereinheitlichung bewusst bleiben. Auch Ahmed moniert bezüglich dieses Kritikpunktes, dass Frauen oftmals Einzelgeschichten zu einer kollektiven weiblichen Wunde fetischisiert und dabei ihren ursächlichen Kontexten und Strukturen entrissen hätten. Sie ruft zu einer „emotionalen Übersetzungsarbeit“²¹ (2004b: 173) auf, um sowohl Ähnlichkeiten als auch Unähnlichkeiten zu benennen, anstatt lediglich Identifikationen herzustellen. Nur so könnten die jeweiligen Erfahrungen historisiert und kontextualisiert werden. Eine ähnliche Problematik ortet Berlant in Bezug auf humanitäre, mitfühlende Affekte als

„public feeling“, denn mit Berlant gilt es zu bedenken, dass Mitgefühl und Mitleid²² mit Anderen, die als leidend erlebt werden, durch die historischen Klassenhierarchien der Privilegierten „hier“ und der Anderen „dort“ organisiert werden. Die leidenden Anderen werden damit jenseits eines „eigenen“ Ortes fixiert: im globalen Süden, in einer anderen sozial-ökonomischen Schicht, einem niedrigeren Bildungsstand (vgl. Berlant 2004: 1). In die Idee des Mitgefühls ist also konstitutiv eine Hierarchie der Macht eingeschrieben, indem es „dem Eigenen“ zukommt, sich „für Andere“ humanitär einzusetzen.²³

Aus einer anderen Denkbewegung kommend übt auch Sedgwick (2003/in diesem Band) Kritik an affektiv geprägten Gruppenbildungsprozessen; sie führt aus, dass ein Fokus auf vermeintlich geteilte Erfahrungen in der Vergangenheit, die von Erniedrigung und Diskriminierung und somit von negativen Affekten geprägt sind, dazu führt, zu stark an dieser Vergangenheit festzuhalten. Sie präferiert ein Verständnis von wissenschaftlicher Beschäftigung als queerer ästhetischer Praxis, die versucht, eine „Ganzheit“ (wieder)herzustellen, die es in dieser Form nie gegeben hat. Darauf wird in der Beschreibung des dritten Clusters (*Lektüren von Affekten – Affektive Lektüren*) dieses Bandes näher eingegangen. Mit Sedgwick lässt sich verdeutlichen, dass die Bezugnahme auf und die Weiterführung der Geschlechterforschung sowie der *Cultural, Postcolonial* oder *Queer Studies* innerhalb der *Affect Studies* nicht nur über geteilte inhaltliche Fragestellungen erfolgt. Die Fokussierung auf die Affekte des Alltäglichen und Subjektiven innerhalb der *Affect Studies* zielt auch darauf, in epistemologischer und formaler Hinsicht alternative Pfade zu gehen. So beschreibt wiederum Stewart (2007) das Gewöhnliche als einen Ort der Intensität, Potenziale und Szenen, der adäquater in dichten Beschreibungen statt unter theoretischen Kategorien zu fassen ist. In *Ordinary Affects* wählt sie dafür eine für den wissenschaftlichen Kontext außergewöhnliche Form, indem sie viele kleine Skizzen aneinanderreihet, ohne Kohärenz zwischen ihnen herzustellen. So entwickelt Stewart neue Ansätze von Ethnografie, die ihr Augenmerk auf Beobachtungen der scheinbar oberflächlichen Textur des Alltags

legt (vgl. 2007, 2010). Diesen Fokus auf das Gewöhnliche hat Heather Love (2010a) im Zuge der Diskussion um einen *Affective Turn* ergänzend als einen *Descriptive Turn* bezeichnet. Generell greifen die *Affect Studies* mit dem Bestreben, eine alternative Forschungsmethodik zu praktizieren, ein feministisches Anliegen auf und entwickeln dieses weiter. Ausgehend von Affekten werden Strategien der Autorisierung vorgeschlagen, die anerkannte Normen des wissenschaftlichen Arbeitens infrage stellen. So wird das vielschichtige Verhältnis zwischen gesellschaftlichen Strukturen und individuellem Erleben beispielsweise mithilfe der Resource von (auto)biografischem Wissen reflektiert. Theorie basiert diesem Verständnis gemäß auf dem Alltäglichen, Gewöhnlichen, Persönlichen und Affektiven. Eine Trennung zwischen diesen Bereichen kann nicht vorgenommen werden, im Gegenteil: Die *Affect Studies* betonen die notwendige Verschränkung von Theoriebildung und Affekten.²⁴ Dieser Ansatz kommt zunächst darin zum Ausdruck, dass für Forschungsarbeiten auf sogenannte *Affective Archives* (z. B. Memoiren, persönliche Essays) zurückgegriffen wird, die nicht zuletzt methodologische Fragen aufwerfen, was ein „Archiv“ überhaupt ausmacht (vgl. Cvetkovich 2003, 2012a, b; Love 2007; Probyn 2005). Durch die Verschränkung von persönlicher und wissenschaftlicher Textproduktion werden aber auch neue Formen des wissenschaftlichen Schreibens entwickelt, die sich an persönlichen Stimmen orientieren und nicht mehr dem Duktus scheinbar „objektiver“ Wissenschaftlichkeit verpflichtet sind. Auch hier können mit Verweis auf Praxen des „weiblichen Schreibens“, wie sie innerhalb der Geschlechterforschung und des literarischen Betriebes seit den 1970er-Jahren praktiziert wurden, viele Kontinuitäten von der Frauenforschung zu den *Affect Studies* aufgezeigt werden.²⁵ Doch stellen die *Affect Studies* der verabschiedeten, wissenschaftlich objektiven Wahrheit im Gegensatz zur feministischen Standpunkttheorie der 1970er-Jahre keine neue „Wahrheit der subjektiven Gefühle“ gegenüber. So kritisieren Vertreter_innen der *Affect Studies* vor allem die Kultur der Selbsterfahrungsgruppen der 1970er-Jahre, die einer Suche nach der „authentischen“ Stimme d_er Sprecher_in nachgegangen

waren (vgl. Cvetkovich 2012b; Ahmed 2004b). Die *Affect Studies* bleiben den Erkenntnissen der poststrukturalistischen Theoriebildung verbunden, indem sie betonen, dass jedes Wissen nur als situierendes Wissen gefasst werden kann,²⁶ da alle Denker_innen nur von einer bestimmten, zeitlich, lokal und damit kulturell und sozial, vor allem aber auch körperlich verankerten Position aus schreiben und sprechen können. Damit wird zum einen die generelle Unmöglichkeit universell gültigen, abstrakt rationalen Denkens betont. Zum anderen stellen sich letztlich auch innere Wahrheiten als kontingent und immer nur vorläufige Lektüren sozialer Gegebenheiten dar.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die genannten thematischen Schnittstellen zwischen feministischer, queerer und postkolonialer Forschung und den *Cultural* sowie *Affect Studies* insgesamt auf eine Neuformulierung des Verhältnisses von Öffentlichkeit und Privatheit zielen. Es lässt sich nachgerade von einer Wechselwirkung zwischen diesen Forschungsansätzen sprechen, wobei sich die verschiedenen Analysen alle im Kontext einer verstärkten Auseinandersetzung damit ansiedeln, wie Macht durch Gefühle zirkuliert und dabei auf Körper zugreift und wie politisch relevante Seins- und Wissensformen durch emotionale Beziehungen und Diskurse produziert werden.²⁷ Wie die Ausführungen hier gezeigt haben und wie auch Gregg und Seigworth (2010) betonen, werfen die *Affect Studies* in diesem Forschungskomplex politische, ethische sowie ästhetische und epistemologische Fragestellungen auf. Folgt man dieser Einschätzung, stellt sich sowohl in methodischer als auch in theoretischer Hinsicht die Notwendigkeit, einen transdisziplinären Ansatz zu entwickeln, um unter Bezugnahme auf die *Affect Studies* im Umbruch befindliche Zusammenhänge zwischen Politik, Ökonomie, Kultur und Wissensproduktion in den Blick zu nehmen. Der vorliegende Band versucht, diesem Ansatz Rechnung zu tragen, indem er Beiträge von Forscher_innen verschiedener disziplinärer Herkunft versammelt, die sehr unterschiedliches Material bearbeiten und individuelle Zugänge zum jeweiligen Forschungsgegenstand wählen. Wie bereits erwähnt, sind die Beiträge in drei

Cluster geordnet, die im Folgenden kurz vorgestellt werden, um so noch einmal zu verdeutlichen, welche thematischen Ausrichtungen dieser Band als zentral für die Debatten innerhalb der anglophonen *Affect Studies* begreift. In jedem Cluster stehen zu Beginn zwei Schlüsseltexte²⁸ aus dem anglophonen Raum, die hier erstmals ins Deutsche übersetzt worden sind. Daran anschließend folgen Artikel von Autor_innen, welche in ihren Auseinandersetzungen mit verschiedensten thematischen Schwerpunkten einen Beitrag zum Theorietransfer der *Affect Studies* in den deutschsprachigen Raum leisten.

Affektive Politiken – Politiken der Affekte

Ein zentraler Strang der *Affect Studies* widmet sich den affektiven Implikationen politischer Kulturen und sozialer Bewegungen. In Anlehnung an die vorgängig skizzierte feministische Tradition wird die scheinbar private Dimension von Affekten als politisch konzipiert. Diese Perspektive eröffnet einen erweiterten Begriff des Politischen, der materielle und affektive Strukturen als wesentlichen Bestandteil in der Herstellung von Subjektivitäten, Öffentlichkeiten oder gar Nationen versteht. In diesem Cluster steht die Frage im Zentrum, wie affektive Bezüge Relationalitäten in Form gelebter Erfahrungen in der Gegenwart und in ihren historischen und transnationalen Zusammenhängen strukturieren. Es knüpft an Diskussionen zum politischen Stellenwert von Gefühlen an – insbesondere von negativen Gefühlen wie Melancholie oder politischer Verdrossenheit (vgl. z. B. Brown 2003). Gerade die Figur der politischen Depression wird von Projekten wie dem *Public Feelings Project* oder dem *Feel Tank Chicago* als Ausgangspunkt für ihre Analysen derzeitiger gesellschaftlicher Verhältnisse und darin enthaltener politischer Handlungsmöglichkeiten genommen. Häufig ausgehend von Untersuchungen von politischem Aktivismus im Kontext von Aids/HIV (vgl. z. B. Crimp 2002; Gould 2009) oder einer Theoretisierung von *Racial Melancholia*²⁹, erachten Arbeiten der *Affect Studies* Gefühle von Melancholie, Depression,